

Die ewige Kompanie

Von

Heinrich Zillich

Hillgers Deutsche Bücherei Nr. 678

Herausgeber: Die Deutsche Arbeitsfront NS.-Gemeinschaft Kraft durch Freude
Reichsamt Deutsches Volksbildungswerk

an Hillger K.-G., Berlin-Grunewald und Leipzig

Inhalt

	Seite	Seite
1. Die ewige Kompanie	3	7. Die Lawine 18
2. Der Befehl des Gewissens	7	8. Der wegbefohlene Hunger 21
3. Der Opfertod	11	9. Speck und Brot 23
4. Die Zielscheibe	12	10. „Habt acht!“ 24
5. Pasubiokoller	13	11. Die Scheu vor dem Weih-
6. Im Lazarettzug	17	nachtsbaum 28

Aus dem Schrifttum der Gegenwart in „Hillgers Deutscher Bücherei“

- Nr. 612. Beumelburg, Langemarek.
- Nr. 645. Beumelburg, Österreich und das Reich der Deutschen.
- Nr. 396. Blunck, Menschen aus der Marsch.
- Nr. 401. Blunck, Drolliges Volk.
- Nr. 603. Blunck, Die Rentierhirten.
- Nr. 604. Blunck, Aufbruch der Streitwagen.
- Nr. 605. Blunck, Quell der Goden.
- Nr. 576. Götz, Kolonistenkinder fahren nach Deutschland.
- Nr. 395. Grimm, John Nukwas Lehrjahre.
- Nr. 658. Harder, Schwurbrüder.
- Nr. 555. Helke, Der Soldat auf dem Thron.
- Nr. 436. Hohlbaum, Brahms — Bruckner — Strauß.
- Nr. 575. Luserke, Tapfere Jugend.
- Nr. 151. Molo, Ein Sieg des Alten Fritz.
- Nr. 624. Pastenaci, Hermann der Cherusker.
- Nr. 276. Schäfer, Rheinische Geschichten und anderes.
- Nr. 652. Schaffner, Ostpreußen / Stille und Kraft.
- Nr. 415/16. v. Strauß und Torney, Bauernstolz.
- Nr. 418. Voigt-Diederichs, Eltern und Kind.
- Nr. 464. Voigt-Diederichs, Das Kind.
- Nr. 212. Watzlik, Rübezahls Ende. Am schwarzen See.

Die ewige Kompanie

Wißt ihr noch, Kameraden, wie Erde aussieht? Kameraden des Krieges? Nichts lernten wir besser kennen, in der Farbe, in der Körnung, im Gemisch mit Wasser und Stein, als Erde — die Erde. Die Pfarrer sprechen das düstere und einfache Wort: „Erde zu Erde, Staub zu Staub.“ Aber der Tote, den sie der Erde übergeben, sieht diese nicht mehr. Ein Bretterverschlag trennt seine ewig blinden Augen von der tragenden Erde. Nur unsre gefallenen Kameraden sahen sie wie wir in tausend Formen, lebten mit ihr, griffen in sie, nacktes Fleisch in den Grund der Welt. Und wenn sie in die Finsternis sanken, fiel Erde auf ihr erlöstes nacktes Gesicht. Kein Deckel schied sie vom Staub.

Wenn wir in jenen Jahren — 1915, 1916, 1917 oder 1918 — den Tornister über Straßenbänder schleppten, die nach Italien, nach Frankreich, nach Rußland ununterbrochen fortzogen — denn Straßen haben niemals ein Ende —, dann beugte sich unser Blick der Erde zu.

Das Emporantzen der Lerchen im Morgen, die Last der Sonne im Mittag und das ermattete Fallen des Abendlichts — wo immer wir marschierten: unser Blick sah die Erde. Wir kannten sie, Sand und Lehm, den zähen Druck der losen Scholle und den Stoppelstich der Brache. Wir sahen sie von innen in Höhlen, wir lehnten an ihrer Mauer in Gräben, wir wateten durch ihren Schlamm. Denken wir heute der glühenden großen Zeit, durch die wir zogen, so dünkt es uns fast, als hätte es stets geregnet, wenn die Gefahren sich ballten. Als sei mit dem Menschenkampf auch die Erde in wilde Verschlingung mit dem Wasser geraten. Sturm und Schlacht waren wolkenverhangen. Feucht war das Land und der Boden. In unheimlicher Nüchternheit blickten uns Strauch und Stein an, die uns vor dem Tode

deckten. Wir griffen mit den erdigen Fingern täglich in die kühle, nasse Erde.

Sahen wir nicht einen faustbreiten schwarzen Brocken stundenlang an, aus dem fahl die Stengel geköpfter Blumen im Nebel bebten? Lag nicht unser Arm unbeweglich auf der Grasnarbe des Grabenbords und kannten wir nicht jeden Halm im Umkreis, im Gebirge das Geäder im Schiefer, die Kanten des Kalksteins, die wechselnde, phrasenlose Farbe der Erde, auf der wir lagen? Freude war uns der trockene warme Atem der Wiese. Wir erkannten ihn an ihrem Glanze, ehe er uns anhauchte. Schauer war die ausgelaugte Tönung der Novemberfelder, aus denen die kahlen Bäume wie Balken der Unterwelt ragten. Und welche Erlösung brachte die erste Erdinsel, die aus dem Märzschnee emporwuchs. Immer, immer war Erde an unsern Fingern, am Rock, am Gewehr, im Brot, in den Schuhen, im Gesicht.

Wie sie nach uns rief! Wie sie überall um uns war. Abends unter dem Rücken, tags im Auge und in den schwersten Stunden unter der Brust. Erde, Erde. Auch heute trägt sie uns. Aber wir sehen sie nicht mehr. In den Städten überdeckte man sie, die Rufende, mit Platten und geformtem Stein. Geht doch hinaus ins Land, und seht die Herbststraßen, wo sich der Grund emporstülpte — da ruft sie wieder nach euch, die Schützende.

Wo wären wir, hätte sie uns nicht geborgen? Sie schwankte oft als Decke der Unterstände, auf denen die heulenden Tode zersprangen. Sie rieselte und stürzte uns in den Nacken. Sie war nicht zuverlässig, denn sie ist das Schicksal, das sich nicht ergründen läßt. Doch schützte sie dich und mich, die wir noch den Boden treten. Sie schützt auch, wen wir ihr übergaben und den sie sich in furchtbarer Gier selbst holte, wenn sie Fleisch und Bein und Schrei mit einem mahlenden Sprung einbettete.

Wir kennen sie. Wir riechen sie. Ihre Farbe verriet uns ihre Absichten. Nur unser Dasein ward inzwischen kleiner, da wir sie heute so oft vergessen. Aber manchmal siehst du den gelben Strich der Straße in den Äckern, packt dich der Griff der Vergangenheit, du schmeckst den Duft des Lehms und den nuch-

ternen Geruch des Sandes. Du gehst endlos hinaus in das Land, stahlklirrend, lederächzend, ins Ungeheure der Zeit und des Menschengeschicks.

Schreite ich, den Bergstock am Arme, eine Almwiese hinab, die Grate ferne steigend um mich, von denen der Regen bald herüberzieht, so ist es mir oft, als käme die Kompanie hinter mir. Ich wende mich nicht um, ich störe die alte Kameradschaft nicht. Rauch steigt im Tal. So war es im Borkolapaß — der Rauch stieg aus den Troßhütten empor, wenn wir aus den Stellungen anrückten. In der schweigenden Luft singt das Klirren der Nagelschuhe wieder, das Klappern des Kochgeschirrs und das Murmeln der Kompanie. Manchmal geht ein Ruf hoch und Lachen rauscht ihm nach wie ein Echo. Von den Hängen summt die Drahtseilbahn, die Munitionskisten poltern. Ich höre euch, traumhafte Stimmen des großen Einst, da wir die Stirne mit jedem Schritt der Erde zubogen, die uns bei jedem Schritt an sich reißen wollte, der wir bei jedem Schritt zunickten, als grüßten wir das Grab. Ich trage wie einst den Bergstock am Arm, die Hand ans Bajonett gestemmt. Wie einst rührt mich die Erwartung warmer Stuben im Tale. Wie einst zieht mein Atem rauchend um die Wangen. Und hinter mir schreitet die Kompanie.

Sie ist gelichtet — auch dies wie einst —, aber sie geht und wartet nicht. Sie findet kein Ende im Gehen, die Kompanie. Sie marschiert durch das Tal. Sie bleibt beim Trosse nicht stehen. Sie gräbt ihre Schuhnägeln in die Lehmstraße. Und die Berge sind fern. Du erinnerst dich doch? Denke ein Weilchen nach. Welcher der Feldzüge ist es, der dich anfaßt? Wo zogst du in endloser Kolonne, tagelang, wochenlang auf ankunftslosen Straßen? Immer im Rücken die Kompanie, das Singen, das Lachen, den Schrei. Die Erde, die Erde unter den Sohlen.

Du hebst die Hände. Sieh, in den Falten liegt Erde. Du schlägst an den Rock. Erde stäubt. Du reibst die Zähne aneinander — es knirscht der Sand von der Feldwache drei im Gebiß. Du rufst sie an — die Kompanie. Wohin noch nach soviel Märschen? Wo wollt ihr halten, Kameraden? Wo sind die Unter-

stände, die Gräben? Wie ist die Erde in euern Stellungen? Hält die Deckung? Sind die Grabenwandungen fest? Hat jeder Mann den Spaten am Gurt, den Spaten, zu graben, zu graben die Erde? Sind die Gewehre geputzt von Sand und Erde? Schnittet ihr gut die Schießscharten in die Erde? Und wohin hinaus noch über die Erde?

Sie schweigen und schreiten. Sie wachsen im Schreiten. Sie wachsen hinaus über Berge und Wälder. Ihr Schatten fällt eisig über mich her. Es bringt sie kein Ruf und kein Schrei mehr zum Halten, selbst kein Befehl. In die Ewigkeit! sagt ihr Schritt. In die Ewigkeit! funkeln die Helme. In die Ewigkeit! glänzen die Stirnen.

Groß vor den Fernen wuchten sie vorbei: Züge und Reiter, Geschütze und Wagen, unendliche Brigaden und meine Kompanie, erdfarben, staubfarben, sandfarben.

Im schweigenden Dröhnen ruft dich der Appell der Erinnerung! Wer ihn nicht hört, den lautlosen Trompetenklang der Vergangenheit, nicht sieht die Größe seiner eigenen Tat, den verwarf das Schicksal zu den Sendungslosen, zum Eintagskehrer. Hier scheiden sich die Vergeßlichen von den Sinnhaften. Hier, wen das Schicksal wandelte, von dem, den es ausspie. Und erkenne: es trägt die ewige Kompanie die Geschichte der neuen Zeit auf den grauen Mänteln in schweren Tornistern, die Lichter der Zukunft in gehämmerten Herzen, die Herrschaft des Morgens im Funkeln der Waffen, den Sinn für die Söhne im zeitlosen Blick. Wer sie nicht sieht, hat die Zukunft verloren. Wer sie vergaß, den hat der Tod schon verschluckt. Wem die Pulse nicht fliegen, der hat seine Erbschaft vertan.

Aber die Kompanien schreiten und halten nicht, ruhen und rasten nicht. Kein Brunnen wartet am Dorfrand, kein Stroh lockt die Glieder. Sie singen und pfeifen nicht. Sie schreiten, sie schreiten, sie schreiten. —

Aber die Erde trägt sie nicht stumm. Sie springt in Tropfen empor an den Beinen, hängt sich in Trauben an Stiefel und Tuch. Liegt in den Augen, schleicht in den Sinn, lockt und quält, birgt

und verrät, schützt und gibt preis und ist trüchsig von tausend nährenden Wassern, von tausend Wäldern, die einstens erwachsen, von tausend Brunnen, die dereinst entspringen, von Weizen und Ähren, von Erzen und Schätzen, von Gräbern und Wiegen, von Schauern und Glück, von Schurken und Helden und goldenen Reichen, von tausend Herrschaften für den, der sie will.

Mit ehernen Schritten treten der Erde Millionen Heere ins emporgewandte Gesicht, in das nicht Gottes Wetter und Wind allein Runen und Rinnen zog, auch der Schritt der Brigaden, die Faust auch, der Kampf auch und die gebärende furchtbare Zeit, die wir schufen und die uns ewig ruft zu unsrer Kompanie, Kameraden, die noch immer marschiert — marschiert — marschiert — durch Lehm und Stein, durch Sand und Fels.

Der Befehl des Gewissens

Im vierten Jahr des Weltkrieges stand bei einem österreichischen Fußregiment ein junger Bursch, der von der Schulbank zu den Waffen gerufen war, ehe er die Kindheit völlig abgestreift hatte.

Auch die harte Ausbildungszeit in einer kleinen Stadt konnte den Knaben in seiner verspielten Weltfremdheit nicht erschüttern. Als er dann zur Feldtruppe an die Alpenfront geschickt wurde, vermochte er wohl sein Gewehr zu handhaben, marschierte wie andere und versah seinen Dienst, doch wenn er allein war oder eine Aufgabe zu erfüllen hatte, die ihn außerhalb des Glieds auf sich selbst stellte, geriet er unversehens wieder in die Welt der Träumerei.

Er tummelte sich in der Umgebung seiner Kameraden ahnungslos und unerwacht; selbst das Grauen berührte ihn selten.

Als das Regiment in einem Waldtal Stellung bezog, merkten die Leute bald, daß sie es in diesem Frühling des Jahres 1918 hier nicht besser hätten treffen können. Der Feind lag fast einen halben Kilometer weit in seinen Gräben, die man nie zu Gesicht

bekam, weil das Vorfeld mit Büschen und Bäumen bewachsen war. Tag und Nacht blieb es in der Stellung ruhig, die Blätter rauschten, die Vögel sangen und die Bienen summten, auch die Unterstände waren gut.

In diesem Friedenstal, über das die Granaten nur heulten, um irgendwo weit hinten in die Troßlager zu fallen, gab es lediglich am rechten Flügel der Kompanie, von dem eine breite Schneise zum Feind hinüberführte, einen zu jeder Stunde unangenehm gefährdeten Raum. Mitten in der Schneise hatte sich zwischen etlichen Felsblöcken, die Schutz gegen die Artillerie der Österreicher boten, eine feindliche Feldwache eingegraben und ließ ihr Maschinengewehr oft herüberfeuern.

Es bestrich einen Teil des Schützengrabens, der des steinigen Untergrundes wegen nur halbmannshoch war, und zwang jeden, der dort des Weges kam, gebückt und hastig vorbeizulaufen. Überdies beherrschte es ein Stück des Pfades, auf dem das Essen von der Feldküche in die Stellung geschafft wurde, so daß immer wieder Soldaten den gutgezielten Schüssen zum Opfer fielen.

Obgleich doch Krieg war und der Tod seines Amtes notwendig zu walten hatte, erschien es allen angesichts der sonst friedlichen Pracht des Tales wie eine besondere Niedertracht des Schicksals, daß die Ruhe an dieser Stelle blutig gestört wurde. Einer Beleidigung gleich empfanden sie das Maschinengewehr und waren zu allem bereit, es zu vernichten. Indessen konnte ein Überfall, der vielleicht gelungen wäre, nicht gewagt werden, weil schon am zweiten Tage einige Soldaten von einem heftigen Fieber befallen wurden, das ihnen Kraft und Willen raubte. Am nächsten Morgen waren es bereits viele, die in den Unterständen lagen und wirr sprachen, bald aber litten alle mit wenigen Ausnahmen an der Grippe, die von Stellung zu Stellung siegreich vorrückte.

Der Junge aber blieb von der Krankheit verschont und hatte viel zu tun, stand doppelt so oft als sonst im Graben und lugte ins Niemandsland hinaus, durch das kein Gegner nahte, piff sich

ein Lied und spielte mit Gewehr und Handgranaten, warf, wenn es ihm langweilig wurde, mit Steinen nach den Eichhörnchen oder trieb andere Späße, wie sie Knaben lieben.

Er hatte dabei auf den Befehl acht, der ihm gegeben worden war, nämlich zu zählen, wie oft das Gewehr der Feldwache herüberschoß; aber seit Tagen hatte es sich immer seltener geregt und schien nun, als er wieder einmal Dienst tat, gänzlich verstummt und ließ sich auch nicht hören, als er es durch Schüsse herausforderte.

Gelangweilt begann er eine Handgranate zu zerlegen; und wie sie in ihren Teilen vor ihm lag, freute er sich darüber, spielte mit der ausfließenden Sprengladung, guckte durch den hohlen Handgriff, steckte den Finger in den Abzugsring und ließ diesen darum kreisen, dann warf er ihn, an dem die Schnur mit der Sprengkapsel noch hing, in weitem Bogen fort. Hierauf blies er durch den Griff, als wäre der eine Kindertrompete, hob nach einem Weilchen die Sprengkapsel auf, um sie zu betrachten, und schließlich dachte er daran, dies unscheinbare und doch gewalttätige Ding zur Entladung zu bringen.

Mit einem Stein klopfte er erst sachte, bald immer stärker auf die Kapsel, doch so vorsichtig, daß nichts geschah, und dabei vergaß er, während ringsum die altgewohnte Umgebung in tiefem Frieden summt, daß er ein gefährliches Spiel wagte. Noch eine Handgranate und eine dritte zerlegte er träumerisch, schichtete die Sprengkörperchen nebeneinander, legte Steine darauf, faßte die drei Abzugsringe zu gleicher Zeit und riß daran.

Während die Kapseln mit scharfem Knall barsten, lachte er auf, fühlte aber sogleich ein heißes Fließen am Daumen, starrte erschreckt hin und rannte schon, den blutenden, um das erste Glied verkürzten Finger von sich gestreckt, vom Postenstand auf den Pfad hinunter, der zu den Unterständen führte. Vor der ersten Hütte blieb er schreiend stehen, bis die fiebernden Kameraden herbeitaumelten, und nun allerdings wurde er sich seiner Lage in so fürchterlicher Weise bewußt, daß er in die Knie brach.

Es blieb für niemand zweifelhaft, der den Vorfall erfuhr — der Junge, dessen Wunde verbunden wurde, hatte sich selbst verstümmelt, und hierfür drohte das Kriegsgericht mit einer Strafe, die seine Ehre für immer ausgelöscht hätte. Doch war es allen, die ihn umringten, klar, daß er nicht aus schimpflicher Absicht die Handgranaten zerlegt und die Sprengkapseln zum Bersten gebracht hatte. Jeder wußte, daß er es getan hatte, wie Knaben ihr Spielzeug auseinandernehmen, damit sie auch dessen Inneres betrachten können.

Der Oberleutnant, selbst vom Fieber benommen, schüttelte den Kopf und winkte dem Jungen, ihm zu folgen; dann schritt er voraus, seinem Unterstand zu, der etwa hundert Meter weiter lag. Die Leute sahen, wie er langsam bergan stieg, wie er verschwand zwischen den Büschen, und sahen nun auch, wie der Knabe ein Gewehr als Stütze nahm und sich mit schleppenden Schritten in Bewegung setzte, den gleichen Weg ging und verschwand.

Als der Oberleutnant den Unterstand erreicht hatte, ließ er die Türe offen, setzte sich müde auf den Schemel und stützte den Kopf in die Hände. Nach einer Zeit wunderte er sich, daß der Junge nicht kam, stand auf, blickte ins Freie, im Glauben, ~~er~~ *x der* wage nicht einzutreten, aber er sah ihn nirgends.

Da ging er wieder den Pfad zurück. Er fand ihn auch da nicht, und weil ihn die Besorgnis anfaßte, der Knabe habe sich in der Zerknirschung vielleicht ein Leid angetan, eilte er von Unterstand zu Unterstand, rief die kranken Männer heraus und hieß sie Stellung und Gelände absuchen.

Es dauerte eine Stunde, ehe die letzte Patrouille wieder heimkehrte, erschöpft und erfolglos. Sie stand noch am Drahtverhau, um die Spanischen Reiter zurechtzurücken, als es plötzlich hinter ihr im Walde rauschte; die Männer wandten sich hastig um, faßten das Gewehr fester; da teilte sich das Gebüsch und daraus trat schweißüberströmter der Gesuchte und trug mit letzter Kraft ein feindliches Maschinengewehr auf der Schulter. Sie sprangen hinzu, nahmen dem Taumelnden die

Last ab, der mit dem Haupt an einen Baum sank und ihnen ins Gesicht keuchte:

„Ich habe das Gewehr von der Feldwache, das Gewehr von der Feldwache!“ Er rief es immer wieder — und sagte dann leise:

„Damit ihr es wißt, ich bin kein Drückeberger!“

Nachher beschrieb er dem Oberleutnant, er habe die Feldwache, bis zu deren Höhe er sich im Wald herangeschlichen hatte, lange beobachtet. Drei Männer seien dort gewesen, offensichtlich kranke, fiebernde Männer, denn sie regten sich nur selten und stöhnten oft, versuchten manchmal wohl über die Grabenbrüstung ins Freie zu blicken, aber das Haupt sank ihnen immer wieder herab. Da habe er es gewagt, sei frei bis an die Drahtrollen der Wache getreten, hinübergesprungen mit erhobenem Kolben, der den aufschreckenden Männern der Reihe nach über den Schädel schlug, habe sein Gewehr fortgeworfen, das schwere Maschinengewehr, das oft verfluchte, auf die Schulter gestemmt und sei in den Wald gelaufen.

Die Kameraden starrten ihn an und suchten seine Worte zu begreifen — da hörten sie plötzlich weit über das Niemandsland her Geschrei, verweht und fern —, das mochten die Gegner sein, die als Ablösung die Feldwache betreten hatten, und nun begannen die Fiebernden zu lachen und zu rufen vor Jubel. Zwischen ihnen aber stand stumm der Junge, die Tränen liefen ihm über das Antlitz. Mit der verstümmelten Hand verdeckte er seine Augen . . .

Der Opfertod

Während der Karpatenkämpfe hatte sich eine russische Maschinengewehrabteilung in einem Felsloch so gut eingenistet, daß ihr niemand etwas anhaben konnte. Durch ihr Feuer erlitt besonders eine weit vorgeschobene Batterie des österreichischen Feldkanonenregiments Nr. 6 Tag um Tag Verluste. Der Führer der Batterie äußerte einmal, die Kerle drüben müßte man in

die Luft sprengen. „Aber“, fuhr er fort, „wenn es schon fast unmöglich ist, sich bis zum Felsloch anzuschleichen, so ist es noch schwerer, eine Mine unentdeckt hineinzuschieben. Wem dies gelingt, der muß sie im gleichen Augenblick abbrennen, sonst wird sie von den Russen wieder hinausgeworfen; bei einer solchen Sprengung fände aber auch er den Tod.“ Dies hörte der Kanonier Johann Kovács und erklärte, die Sprengung versuchen zu wollen. Ob er auch wüßte, was er dabei wage, fragte der Oberleutnant. Der Soldat erwiderte lachend, auf sein Glück könne er vertrauen. Als er aber, zwei große Sprengladungen auf der Schulter, den Kameraden in der Abenddämmerung noch einmal zunichte, ehe er sich umwandte und verschwand, hatten alle das lähmende Gefühl, daß er tatsächlich entschlossen war, sich ibretwegen zu opfern. Sie saßen die ganze Nacht wach und warteten auf ihn, während eine lautlose Stille über der Front lagerte, konnten nicht sprechen und atmeten kaum. Gegen Morgen erdröhnte beim Feind ein furchtbarer Sprengschlag, dem ein langandauerndes Poltern von Gestein nachfolgte. Dann wurde es wieder still. Die aufsteigende Sonne beleuchtete bald die vernichtete russische Maschinengewehrstellung. Den Kanonier Johann Kovács hat keiner mehr gesehen.

Die Zielscheibe

Der Fähnrich Heinrich Foveaux, der mit dem Honved-Infanterieregiment Nr. 29 zu Beginn des Weltkriegs ins erste Gefecht kam, merkte dabei, daß die noch unerfahrene Mannschaft unter dem serbischen Feuer ihre Ruhe verlor und zu hastig und ohne zu zielen schoß. Sofort erhob er sich und stand aufgereckt zwischen den Schützen wie auf dem Exerzierplatz, als übte er dort die Schwarmlinie ein. Wie er es hundertmal im Frieden getan, rief er auch hier die Soldaten mit Namen an, befahl, den Gegner ordentlich aufs Korn zu nehmen, langsam abzudrücken und das Gewehr nicht zu verreißen, und gab ihnen

mit solchen altgewohnten Worten Mut und Zuversicht zurück. Ihr nun treffsicheres Schießen leitete er auch weiterhin aufrecht und schien lange Zeit gefeit zu sein gegen die serbischen Kugeln, bis ihn endlich doch eine niederwarf. Da rief er, im Sturze noch die Kämpfenden aufpeitschend und dem Sieg verschworen: „Seht ihr's, Ungarn, wie lang die da drüben brauchen, um einen Mann zu treffen, der wie eine Scheibe steht!“

Pasubiokoller

Eine Feldkompanie der Kaiserjäger wurde während des Weltkrieges lange Zeit von einem jungen Oberleutnant geführt, den man weithin als tüchtigen, aber oft maßlos scharfen Vorgesetzten kannte und fürchtete. Als ich im Sommer 1917 einem der Stützpunkte zugeteilt wurde, die er auf dem Monte Pasubio befehligte, beglückwünschte mich mancher schadenfroh. Wenige Stunden später hatte ich Ursache, mir selbst für die Zukunft Glück zu wünschen, denn da stand ich vor dem kleingewachsenen, zierlichen Offizier. Er musterte mich höhnisch mit hellen Augen, ohne die schmalen, aller Flüche kundigen Lippen zu öffnen, ein Grinsen im kinderflaumigen Gesicht, als wollte er sagen: neunzehnjährige Soldaten, die bisher nicht bei meiner Kompanie waren, sind Krautwacher oder Flurschützen, keineswegs Kaiserjäger. Freilich hatte mir der Frontwind die Weisheit, daß es am besten sei, zu schweigen und weiterzudienen, schon lang genug um die Nase geweht, und so bestand ich alle Prüfungen, die mir der Oberleutnant in den nächsten Monaten auferlegte, und wurde schließlich Führer eines Zuges und Fähnrich. Weil mir dies unter ihm gelang, so nahm ich es auf die leichte Schulter, wenn er mich ungerecht anschnauzte; er war doch ein Mordskerl.

Der Monte Pasubio ist ein gewaltiger Gebirgsstock von über zweitausend Meter Höhe, kahl, wasserlos, eine vielgegliederte Felslandschaft, deren Wucht alle Grate und Spitzen zwischen dem Etschtal und den Sieben Gemeinden übertrifft. In kühnen

Aufstürzen erhebt er sich aus dem Terragniolotal und gipfelt in zwei kaum hundert Schritt voneinander entfernten riesigen Gesteinsfäusten, deren einen die Italiener, wir den anderen in Besitz hatten. Es gab in diesem Massiv Stellungen, wo man ziemlich ungeschoren saß, vor dem Gegner durch Schluchten gesichert, obschon im Winter durch Lawinen gefährdet; es gab verteuft blutige Grabengebiete; oben aber auf der Felsfaust, der „Platte“, wie wir sie nannten, kam zu den hundert Arten des Hochgebirgskrieges, die man hier im Raume eines Regiments studieren konnte, die höllischste Krönung, der Minenkampf unter Tag.

Wie ein Keil drückte sich die „Platte“ in die feindliche Linie hinein, von jeder Seite schwerem Geschützfeuer ausgesetzt, so daß sich die Verteidigungsanlagen bald in den Fels verbargen und die Ausschußlöcher aller Waffen, zu denen sogar Geschütze und Flammenwerfer gehörten, durch die Wand gebauen werden mußten. Die Unterstände lagen unterirdisch verbunden durchwegs in Kavernen, und selbst die offenen Gräben verwandelten sich winters in schneeüberdeckte dunkle Gänge. Im Felsinnern aber arbeiteten in mehreren tief unter die Italiener führenden Stollen die Bohrleute, um einmal die feindliche, ebenfalls zur Festung ausgebaute Stellung in die Luft zu sprengen. Doch da auch die Italiener mit uns das gleiche vorhatten, entzündeten oft sie, oft wir eine Mine, dem Gegner den Weg abzuquetschen, wobei die Felsfäuste in Stößen schwankten, Stollen einstürzten und manchen Soldaten begruben. In den Zwischenzeiten warteten hüben und drüben im Licht der Grubenlampen bleiche Männer auf die eine, die große, die siegreiche Sprengung, die Freund und Feind vorbereitete und die unter ihnen in der nächsten Sekunde das Grab öffnen konnte. Man wird begreifen, daß in solcher Lage selbst die Nerven der tapfersten Männer zu zerreißen drohten.

Daß auch unsere Kompanie auf die „Platte“ kommen mußte, war uns gewiß; die Jäger meinten, der Oberleutnant werde sich dazu nur vor der letzten Sprengung bereit finden, denn wer

anders als er habe ein Anrecht, bei diesem Ereignis zugegen zu sein. Und tatsächlich, seine Kompanie lag auf der Platte im März 1918, als die größte Minensprengung der Kriegsgeschichte die italienische Felsfaust zerstörte; aber wir rückten schon reichlich zwei Monate früher in die Höllenstellung.

Mein Zug war in einer Kaverne untergebracht, die keine Verbindung mit den Bohrstollen hatte, doch ging ich oft hinein in die endlos scheinenden Tunnels, wo in der schlechten Luft fast täglich Sappeure ohnmächtig zusammenbrachen. Ich lauschte oft während der Horchpause, ob die Italiener noch bohrten oder die Sprengkammern schon füllten, und mich wie alle anderen faßte das fürchterliche Gefühl, auf einem Vulkan zu stehen, dessen Ausbruch niemand voraussagen vermochte. Dennoch wollte mich einmal mein Oberleutnant, als ihn die Erregung übermannte, zum Kriegsgericht verdammen, weil ich ihm eine jener italienischen Zwischensprengungen nicht angekündigt hatte.

Es war im Februar. Weit über den tausend Zacken der Alpen glänzte die Nachmittagssonne bis hinunter zur fernen Adria. Ich ging, da ich Grabendienst hatte, von Scharte zu Scharte und betrachtete die feindliche, zum Greifen nahe „Platte“. Ein Artilleriebeobachter kam und zeigte mir durchs Scherenfernrohr hinter dem Cadornahügel eine Latrine, auf der drei Alpini, winzige Gestalten, hockten, auf die er gern mit dem Zielfernrohrstutzen geschossen hätte, aber so weit trug kein Jägerschloß. Dann meinte er, ich müsse seinen ungarischen Schnaps kosten. Wir traten in die nächste Kaverne, saßen auf der Pritsche, und da, die Flasche stand zwischen uns, flogen wir jählings gegen den Tisch und schrien aus einem Mund: „Sprengung!“, doch als wir standen, wogte der Fels nicht mehr. Ich jagte in den Graben, um zu sehen, ob irgendwo zu helfen wäre. Nirgends entdeckte ich eingestürzte Deckungen, nirgends einen Sprung im Beton, bloß Jäger eilten bleich umher, und plötzlich drückten sie sich zur Seite. Der Oberleutnant schoß zwischen ihnen hindurch und schrie mich an, ich hätte die Pflicht gehabt, ihm zu melden, daß die Italiener zu sprengen beabsichtigten, denn ich sei im Dienst.

Nun hat es noch kein Mensch fertiggebracht, ins Erdinnere zu gucken, aber dies dem Oberleutnant entgegenzuhalten, schien mir nicht geraten, vielmehr schwieg ich und wartete, bis der Pasubickoller, der uns alle einmal überfiel, in ihm ausgetobt hatte. Doch als er, ehe er wegging, murmelte, ich müsse vors Kriegsgericht, fehlte wenig, und ich hätte mich zu einer Unüberlegtheit hinreißen lassen.

Wütend schritt ich durch die Gräben, und am Abend, wildes Heimweh im Herzen, weilte ich bei meinen Jägern in der Kaverne, die diesmal eng belegt war. Wir hatten einen Zug aufnehmen müssen, dessen Unterstand am Ausgang des abgequetschten Stollens lag und vom hochströmenden Kehlengas der Sprengung bedroht wurde. Die Jäger, hundert Mann wohl, ruhten auf den Pritschen oder spielten Karten, füllten auch den niederen Tunnel vor der Kaverne. Während ich in dies Gewimmel blickte, fiel mir ein junger Bursche auf, der mit krampfiger Bewegung die Faust an die Lippen drückte und emporzutaumeln versuchte. Kaum stand er, wälzte sich ein zweiter, ein dritter, ein vierter mit der gleichen verzweifelten Geste von der Pritsche, und da stieß und drängte und brüllte schon jeder. Vergebens rief ich sie an, langsam zu gehen. Das Wort erstarb mir im Mund, den ich nicht mehr zu schließen vermochte. Sie stolperten übereinander und verstellten sich selbst den Fluchtweg vor dem Gas, das durch Felsritzen geräuschlos und unsichtbar hereindrang, bis wie durch ein Wunder doch alle hinausfanden und nach Luft schnappten, nach der eiskalten herrlichen Luft.

Ich aber, als letzter ins Freie kommend, eilte weiter, ohne Laterne durch den finsternen Laufgraben, vorbei an einem Posten, der durch die Schneescharte zum Feind hinüberspähte, mich hörend, den Feldruf verlangte und hinter mir herschoß, als ich ihn wegstieß, und da war ich schon beim Kommandoloch, stolperte die Stufen hinunter, riß die Türe auf und ächzte: „Gas in meiner Kaverne!“

Der kleine, zarte Oberleutnant, noch ärgerlich auf mich, ich merkte es wohl, musterte mich wie damals, als ich seiner Kom-

panie zugeteilt wurde, und höhnte, während ich wankend stand: „Ihre Kaverne, ohne Verbindung mit dem Bohrstollen, kann nicht vergast sein“, aber ich fiel ihm besinnungslos in die Arme.

Als ich aufwachte, beugte er sich über mich und hatte ein gutes, kameradschaftliches Gesicht; vielleicht strich er mir übers Haar, ich weiß es nicht, aber daß seine blauen Augen sorgend auf mich gerichtet waren, ehe ich mit seligem Gefühl zurück in den Gastaumel sank, das weiß ich gewiß.

Im Lazarettzug

Im Mai des Jahres 1917 erhielt der Oberleutnant einer Sturmkompanie den Befehl, ein Stück der italienischen Stellung in den Tiroler Bergen zu überfallen und Gefangene daraus zurückzubringen, von denen sich der Divisionsstab wichtige Nachrichten über vermutete Angriffspläne des Gegners versprach. Nach kurzem Geschützfeuer drangen die Stürmenden in den Graben ein, rollten ihn auf, trieben ein Häuflein überraschter Alpinis zusammen, mit denen sie sich davonmachen wollten, als plötzlich außerordentlich gutliegende Granaten in der Stellung barsten und Freund und Feind zwangen, Deckung zu suchen.

Der Oberleutnant war sofort davon überzeugt — durch welche Eingebung, wußte er später nicht zu sagen —, daß ein so sicheres Feuer nur von jemand geleitet werden konnte, der sich noch im Graben befand und Mut genug hatte, auf sich selbst schießen zu lassen, um die Gegner dabei mitzuvernichten. Den Dolch in der Hand rannte der Sturmoffizier von Unterstand zu Unterstand, um diesen Helden zu entdecken und zu überwinden. Dabei geriet er an einen Felsstollen, stürzte über Stufen hinab und stand vor einem feindlichen Hauptmann, der im Schein der Grubenlampe das Feldtelefon wegschleuderte, die Pistole hervorriß und sich dem Eindringling entgegenwarf.

Bald darauf polterten Sturmsoldaten in den Raum und fanden ihren Oberleutnant ohnmächtig in blutiger Umarmung mit dem

gehilfslos besinnungslosen Italiener. Sie trugen beide, als das Feuer schwächer wurde, in die österreichischen Gräben.

Der Sanitätswagen konnte an diese Stellung nahe heranhelfen, so daß die verwundeten Offiziere bald darauf sorgfältig verbunden zurückgeschafft wurden und zwei Stunden später schon im Lazarettzug lagen. Der Zufall wollte es, daß bis dahin keiner von ihnen das Bewußtsein wiedererlangt hatte.

Als nun der Oberleutnant endlich erwachte und sich ohne Begreifen in einem Bett sah, vor einem leise klirrenden Fenster ausgestreckt, an dem die Landschaft vorüberfloh, wandte er den Kopf von dem verwirrenden Bild ab, beugte sich über den Rand seines Lagers und erblickte in einem zweiten Bett unter sich einen Mann, der die Augen offen hielt und dem er eben noch im furchtbaren Sturm berstender Granaten an die Kehle gesprungen war.

Die Krankenwärter hörten einen Sturz und Schrei, liefen heran und fanden die Gegner in gleicher kampferbissener Umarmung, in der sie vor etlichen Stunden schon einmal entdeckt worden waren.

Es braucht kaum mitgeteilt zu werden, daß sich der Oberleutnant nach wenigen Augenblicken beim italienischen Hauptmann mit schwacher, aber sehr höflicher Stimme entschuldigte.

Die beiden Herren stehen noch heute in freundschaftlichem Briefverkehr.

Die Lawine

Während des Winterkrieges 1916 in Tirol, als in den Dolomiten der Schnee Freund und Feind zeitweilig zur Untätigkeit zwang, die Geschütze schweigen hieß und die Posten der Jäger in ihren Feldbastionen einmauerte, verloren solche vorgeschobene Abteilungen jede Verbindung mit den Kameraden. Da rückten sie zusammen in engen Unterständen, die wie Vogelnester unterhalb der Grate klebten, und waren bemüht, mit den wenigen Vorräten hauszuhalten, bis der Weg in die Täler und zu den Troßlagern wieder gangbar würde. Ein österreichischer Unteroffizier,

der über einem steilen Hang eine Feldwache befehligte, hatte sich neben der Blockhütte seiner Leute ein eigenes Hüttchen gezimmert und ließ es sich in den Monaten des Winterschlafs darin wohlsein, legte ein Lehrbuch — er war Student — auf den winzigen Tisch, heizte den Schwarmofen und büffelte für die nächste Prüfung, die, weiß Gott wann, in Innsbruck stattfinden sollte.

Im tieferen Teil des Hanges auf einer Bodenwelle in ähnlicher Wacht lagen die Italiener, denen es allerdings weniger luftig zumute war; denn manche Lawine, die von den Österreichern her nterdennerte, staute sich knapp vor ihrem Drahtverhau und ängstigte die solcher Gewalten ungewohnten Söhne des Südens. Oben die Kaiserjäger lachten der Lawinen, die sich unter ihrem Stützpunkt lösteten, doch vergaßen sie dabei, daß das Sonderhüttchen des Unteroffiziers auf abschüssigem Grund stand, auf Eis gebaut, also luftiger als zu verantworten war. Eines Tages kam es denn auch, während der Student darin schlief, ins Rutschen, fuhr um den Felsen herum, der es vor der Sicht des Feindes geschützt hatte, machte eine Lawine frei und brauste in deren Wolke wie ein Koffer bergab, lief an der italienischen Bodenwelle an und zerschellte. Eine gewaltige Schneemasse schob sich darüber, und aus dieser kroch, bleißfüßig, in Hemd und Unterhose, bleich und frierend, der Unteroffizier, sah sich um und erschrak, froh stärker, begann zu schreien und war der Hilfe sehr bedürftig. Die wurde ihm von den Italienern geboten, was freilich ein Weilchen dauerte, so daß der arme Bursch, fast als Eiszapfen in den Unterstand hineingetragen, dort wieder ein Weilchen brauchte, ehe er, mit Rum gelabt und in Decken gehüllt, mit dem Postenführer zu sprechen vermochte, der ebenso jung war und gleichfalls Student. Und wenn dieser, dem gewissermaßen der Himmel einen Gefangenen geschenkt hatte, darüber Freude empfand, sagte er sich doch bald, daß es nicht schwer sei, einen Wehrlosen aufzulesen, aber eine bittere Prüfung, den Kameraden von der anderen Fakultät, nach dessen Uniform, Stiefeln, Lehrbuch und Ofen die Alpini vergebens im Schnee suchten, zu füttern oder gar zu bekleiden, da man wohl

für etliche Tage Nahrung, doch kein Fetzchen hatte, das man ihm hätte anziehen können. Deshalb beriet sich der Student aus Florenz mit seiner Mannschaft, und alle meinten, der Student aus Innsbruck sei gewiß eine schöne Gabe Gottes, aber weil sie ihn nicht ins Hinterland zu schaffen vermöchten, ein nutzloser Esser, und sie beschlossen, ihn zurückzuschicken, woher er gekommen war. Der Österreicher zeigte sich dazu sofort bereit, und so setzten sie sich einträchtig zusammen, um zu erwägen, wie er am besten den steilen Hang wieder emporklimme, was nach manchem Für und Wider, nach erregter Fingersprache und einigen lateinischen Studentenworten schließlich klug ausgedacht wurde. Eine Trompete hing im Unterstand; die nahm ein Alpini und blies so lange in den klaren Tag, bis oben ein Jäger aus der Feldwache guckte, und dem gab der Gefangene durch einen Papiertrichter, der als Lautsprecher wirkte, den Befehl, ein Seil herabzuwerfen. Dies landete, um einen Stein geknüpft, bei den Italienern, der Unteroffizier band sich daran fest und ließ sich hinaufziehen. Er trug nicht mehr bloß Hemd und Unterhose, sondern kam als Alpini gekleidet bei seinen Leuten an, unter dem Arm einen Brotlaib, der ihm mitgegeben worden war, damit die Kaiserjäger nicht meinten, die Feldwache im Tal müsse Hungers sterben. Die oben ließen das Seil nochmals hinab und hängten daran außer der Alpiniform, auf die ein Italiener in Hemd und Unterhose wartete, und nebst dessen Stiefeln, zwei Brote, zwei Päckchen Tabak und ein Rumfläschchen, damit die unten nicht glaubten, am Grat habe der Hunger die Kampfkraft geschwächt.

Der Student, jetzt wieder in Hemd und Unterhose, doch ohne Lehrbuch, saß fortan recht unglücklich in der Mannschaftshütte und ließ alle Tage einmal ins Tal rufen, ob seine Kleider im Schnee noch nicht gefunden worden seien, bis endlich die Antwort kam, man habe sie ausgebuddelt. Da trat das lange, steingesteuerte Seil zum drittenmal den Weg zur Tiefe an und holte Stiefel, Hose und Rock des Studenten ein, das Lehrbuch überdies, Rucksack und Mantel, sein ganzes Eigentum, sogar den Schwarmofen. Zum Dank sandte er zum viertenmal das Seil

hinunter, und daran hing jetzt ein letztes Päckchen Tabak und ein halber Brotlaib; mehr konnten die oben nicht mehr verschicken. Zur Ehre der Alpini, die sich inzwischen genau wie die Jäger am Grat den Riemen über das letzte Loch hatten schnallen müssen, schwankten am Seil, als es emporgezogen wurde, die armseligen Gaben noch immer und ein Zettel. Der verkündete stolz, im Tal habe man so viel zu essen, zu rauchen und zu trinken, daß man den Vorrat der Österreicher nicht verringern wolle. Aber da die großen Worte von keinem Geschenk des Südens begleitet wurden, verrieten sie zur Genüge, wie es drunten wirklich stand. Darauf legten sich beide Feldwachen auf die Pritschen, um sich durch unnötige Bewegungen nicht zu schwächen, und hungerten dem Tag entgegen, an dem Schneeschuhläufer mit Lebensmitteln eintrafen und Freund und Feind befreiten.

Der wegbefohlene Hunger

Im August 1917 brannte im Bisortetal die Drahtseilbahnstation samt den Verpflegslagern einer Gebirgsbrigade ab, wodurch bei den hoch auf dem Monte Pasubio liegenden Kompanien Schmalhans für einige Zeit Küchenmeister wurde. Nun mögen kampferprobte Soldaten, wie es diese waren, die zu den besten Österreichs gehörten, in allen Lagen die Stirn gegen den Wind recken; wenn ihnen aber der Magen knurrt, knurren sie mit dem Mund. Doch ehe dies geschieht, wird ihr Offizier Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um die Eßschalen zu füllen. Ein Oberleutnant, der dafür bekannt war, daß er vor Untergebenen und Höheren die Ohren steif hielt, rief von der Gratstellung täglich mehrmals beim Regimentsstab an und erklärte, seine Kompanie fräße schon Fliegen und Läuse und sei imstande, alles kurz und klein zu schlagen, wenn sie nicht die vorgeschriebene Menge an Brot und Fleisch empfinde und was ihr sonst zustehe. Sein Eifer half ihm wenig, und als er schließlich einsah, daß er noch vier oder fünf Tage lang mit Mann und

Maus weiterhungern müsse, bemühte er sich, den Soldaten, die sich bei ihm über die mangelhafte Verpflegung beschwerten, die Gründe der Not darzulegen. Doch gab es einige, die sich nicht überzeugen lassen wollten und heimlich gegen ihn hetzten. Da entschied er sich, die Unzufriedenheit einfach wegzubefehlen. Er ließ die Kompanie hinter dem Grat, auf dem die Schützengräben verliefen, antreten, und zwar in Reih und Glied, Zug hinter Zug wie auf dem Kasernenhof, Gewehr geschultert, als ginge es zum Exerzieren. Aber die hier auf dem steilen Hang warteten, blickten besorgt um sich und glaubten, der Offizier habe den Verstand verloren, denn fiel es jetzt den Italienern ein, eine einzige Wurfmine herüberzuschicken, was sie täglich taten, und gerade auf diese kahle Lehne, so müsse die ganze Kompanie in die Luft fliegen. Doch das scherte den Oberleutnant nicht. Er prüfte sorgsam die Richtung jedes Zuges, ging langsam von Mann zu Mann, musterte alle, rückte hier an einer Patronentasche, dort an einem schlechtgerollten Mantel, nahm ein Gewehr in die Hand und blickte durch den Lauf, ob er sauber sei, schimpfte, weil ein Soldat die Bergstiefel nicht geputzt hatte, und benahm sich wie ein Feldwebel, der vor einer Parade die letzten Stäubchen von den Uniformen wegpustet. Nach einer halben Stunde erst, während es den meisten eisig ums Herz wurde und alle immer häufiger in die Luft blinzelten, ob dort das scheußliche Heulen nicht nahte, ließ er stillstehen und verlas den Kompaniebefehl von einem Blatt, genau so wie es im Hinterland geschah, und der hatte folgenden Wortlaut: „Ich befehle, daß die Kompanie von heute ab keinen Hunger mehr hat“, kommandierte dann „Abtreten!“ und blieb mit den Offizieren ein weiteres halbes Stündchen rauchend und in heiterem Gespräch auf dem gefährlichen Platz.

Fortan beschwerte sich niemand mehr über die dürftige Nahrung, und jeder wartete geduldig, bis der Zuschub wieder in Gang kam.

Speck und Brot

Als sich im Jahre 1915 die Österreicher und Russen monatelang gegenüberlagen und der Krieg in den Schützengräben einzuschlafen begann, vernahm der Feldwebel Georg Lakos von einem Überläufer, daß sich dessen Landsleute herzlich nach Frieden sehnten und vor allem gern einmal ordentlich gegessen hätten. Diese Nachricht ließ ihm keine Ruhe. „Ich muß selbst hinübergehen und mit ihnen ein ernstes Wort reden“, erklärte er. Also bepackte er sich mit Brot und Speck, Zigaretten und einem Fäßchen Rum, warf auch ein Gewehr über die Schulter, damit niemand in ihm einen Fahnenflüchtigen vermuten dürfe, und machte sich durch das Drahtverhau davon, feindwärts, und kam nach dreihundert Schritten bei den Russen an, die vor Staunen zu schießen vergaßen, kam an, etwas schwitzend, aber sonst wohlbehalten, verschenkte seine Schätze und erzählte, wobei ein jüdischer Soldat in des Zaren Diensten den Dolmetsch spielte, solche Herrlichkeiten aße drüben die ganze Kompanie zum Frühstück, zu Mittag und am Abend, Woche um Woche, und lud die gaffenden Muschiks ein, sich ihm zu ergeben. Einige Unteroffiziere machten ihm hierauf den Vorschlag, doch bei ihnen zu bleiben, wozu sie mit Schuß- und Hieb Waffen bedrohlich fuchtelten; er aber rief: „Verdammte Kerle, habt ihr denn keinen Anstand im Leib? Ich kam freiwillig zu euch, um eure Not zu lindern, und da wollt ihr mich gefangennehmen! Das wäre gegen das Völkerrecht und eine Gemeinheit! Wenn eure Offiziere nicht seit Tagen in die Etappe gefahren wären, um zu saufen, sie würden es euch bestätigen!“ So ging die Rede hin und her, und schließlich einigte man sich, ihm zum Dank für seine Mühe und aus Achtung vor dem Völkerrecht zehn Gefangene mitzugeben, die er gleich aussuchte und wegführte. In der eigenen Stellung, wo er begeistert empfangen wurde, erschien ihm der Erfolg des Ausflugs zu gering. Er kehrte, wieder mit schmackhaften Dingen beladen, um und kam nach einer Weile mit neuen Gefangenen. Und weil dies zweimal geglückt war, übte er es

solange, bis er am Abend hundertundzwanzig Russen, ohne einen einzigen Schuß abgefeuert zu haben, nur mit Speck und Brot, Zigaretten und Rum, eingebracht hatte; eine Tat, die in allen Kriegen einzigartig sein dürfte, aber wahrhaft geschehen ist beim Infanterieregiment Nr. 37, und auch dort nur dies eine Mal.

„Habt acht!“

Die Bücher melden, daß der große Krieg im Herbst des Jahres 1918 zu Ende war. In Wirklichkeit glomm er in düsteren Feuern an den zerfetzten Grenzen weiter, schlug auch in Flammen empor und fiel erst in Asche, nachdem mancher Mutter Sohn viele Monate später ins Gras gebissen hatte. Die Soldaten Österreichs, die in die neuen Staaten im Osten heimkehrten, wußten ein Lied davon zu singen, denn bald rief man sie wieder auf zu den alten Regimentern, die nun neue Nummern trugen und, auf neue Kriegsherrn vereidigt, noch rasch, ehe es wirklich Frieden wurde, gegen einen neuen Feind marschieren mußten, der aus lauter Frontkameraden bestand. So fochten einstige Soldaten des Kaisers widereinander, die in ungarischen Heeren gegen solche in rumänischen, tschechischen und serbischen, und alle, die vordem auf das deutsche Befehlswort: „Habt acht!“ die Absätze zusammengeschlagen hatten, gleichgültig wie ihre Muttersprache gewesen sein mochte, übten die gewohnten Gewehrgriffe auf ungewohnte Kommandos einer Sprache, die ihre Muttersprache war oder auch nicht. Das gelang ihnen zwar, doch ihr Lerneifer blieb gering nach vier Jahren Sieg und Niederlage. Sie wären lieber daheim gesessen, hätten gepflügt, gesät und Kinder gezeugt. Aber man hatte sie nicht gefragt, als es 1914 ins Feld ging und sie jubelnd gehorchten, und man fragte sie auch jetzt nicht nach ihrem Willen. Sie stellten sich ins Glied, ließen sich führen, und manche schlichen in der Nacht davon, bis die Gendarmen sie wieder holten.

Eines Abends zog eine solche Kompanie in zerschlagenen Uniformen, deren Flecken aus den Schützengräben des Isonzo stammten, nach langem Marsch durch den kalten Regen des Jahres 1919 in ein Dörfchen ein, das die ebenso bekleideten Soldaten des Feindes schon verlassen hatten. Man stellte Vorposten aus, begann tüchtig abzukochen, denn Schafe und Schweine zeigten damals die merkwürdige Neigung, den Truppen in Mengen nachzulaufen, und nachdem man in den vollen Bauch noch eine Feldflasche Wein gegossen hatte, denn auch Fässer rollten damals zahlreich den Soldaten nach, hängte man die Fußlappen zum Trocknen in die Zimmer einer leeren Schule auf, und dann lagen die Männer bald auf dem Ohr. Die drei Offiziere, die miteinander deutsch sprachen, weil sie es früher getan hatten und weil ihre Muttersprache nicht die gleiche war, suchten ihr Quartier in einem Bauernhaus, wo sie am Herd zusammenrückten und gähnend und schläfrig Erinnerungen aus dem großen Krieg austauschten.

Einer sagte, die Vorstellungen des Volkes von dem kleinen Krieg, den sie nun erlebten, seien manchmal verwunderlich. Da habe ihn ein alter Bauer gefragt, gegen wen der Kaiser aufmarschiere, und sei ohne Begreifen dafür gewesen, als er zur Antwort erhielt, seine Volksbrüder hätten ihn, den Bauer, befreit und der Kaiser könne nicht eine Rote mehr in Bewegung setzen. So, so, habe der Bauer erwidert, dergleichen höre man, aber der Herr Leutnant möge ihn ernsthaft belehren, gegen wen der Kaiser Krieg führe.

Zu dieser Erzählung schüttelte der andere Leutnant, der wie der Bauer zum Volke gehörte, in dessen Heer sie alle standen, unwillig den Kopf und meinte: in Österreich-Ungarn sei das Selbstbewußtsein manches armen Teufels verdorrt, wogegen der erste Leutnant, ein Deutscher, einwandte, und seine erschöpften Züge belebten sich etwas: der Bauer habe im Kaiser wohl noch die alte reichhafte Ordnung gesehen, die alle Völker im Osten vereinige.

Na ja, winkte der Oberleutnant ab, solche Zeiten seien endgültig vorbei.

Sie schwiegen ein Weilchen versonnen, tranken und rauchten, dann sprachen sie vom Vormarsch, der morgen weitergehen werde, allerdings mangle es an geeigneten Wegskizzen. Ach was, tröstete der Oberleutnant, er marschiere halt bis an den Rand seiner Karte! Mit diesem Witz erhob er sich, streckte die Arme und rief nach dem Burschen im Vorraum, um sich die Stiefel ausziehen zu lassen; doch der kam nicht, auch die Burschen der anderen waren verschwunden. Als der jüngste Leutnant die Haustür öffnete, um ins Freie hinauszurufen, prallte er an einen der gesuchten Soldaten, der lallend zwei Stalleimer voll Wein über die Schwelle hob, sie abstellte und sich den Schweiß wischte. Dabei begann der Kerl albern zu lachen und verriet auf die scharfen Zurechtweisungen der Offiziere, daß die Kompanie sich samt und sonders auf die Strümpfe gemacht habe, um den Keller eines reichen Händlers zu leeren, und da sollten die Herren Offiziere doch nicht zu kurz kommen.

„Verdammt, nach dem saumäßigen Marsch, nach dem fetten Essen, sind die Kerle noch zu einer solchen Schandtat bereit!“ fluchte der Oberleutnant in zornigem Erstaunen und rannte in den Regen hinaus der Schule zu.

Als er mit seinen Kameraden dort eintraf, fand er die Angaben des Burschen bestätigt, und was er noch nicht wußte, erfuhr er von den gröhlenden, völlig betrunkenen Soldaten. Sie erzählten bereitwillig, daß sie alle schon geschlafen hatten, als einer von ihnen, der Bolschewik, wie sie ihn nannten, weil er in Rußland in Gefangenschaft gewesen war, heimlich, damit es die Unteroffiziere, deren Quartier im oberen Stock lag, nicht merkten, den einen weckte, dann den nächsten und ihnen verriet, in der Nähe wohne ein reicher Schaf- und Weinhändler, ein Jude. Und einer nach dem anderen zog leise davon, auch der Unteroffizier vom Tag kam mit, und bald kehrten sie zurück voll des Weins und brachten Schafe, die sie abstachen, ohne sie zu braten, denn ihre Bäuche waren vom Abendessen noch dick, ach, es sei

eine verdammt feine Sache gewesen. Jubelnd umringten sie die Offiziere, boten ihnen Wein an und mühten sich nur wenig, Haltung anzunehmen, als sie, statt Dank zu ernten, in einer Weise angebrüllt wurden, daß ihnen sonst Hören und Sehen vergangen wären.

Aber sie waren außer Rand und Band. Sie hatten schon vorhin die Befehle der Unteroffiziere mißachtet, die den Unfug zu spät entdeckten, und ließen sich jetzt nur mit Mühe in den großen Schulraum bringen, wo der Oberleutnant, bleich vor Empörung, erklärte, er werde dem Rädelsführer fünfundzwanzig aufzählen lassen. Als hätte dieser darauf gewartet, trat er in die Stube und schrie, im Keller stehe der ausgeflossene Wein so hoch, daß man darin schwimmen könne. Doch jählings verstummte er verdutzt, von festen Unteroffizieren gepackt, denen er sich gleich darauf zu erwehren versuchte, wobei er mit verzerrtem Mund die still gewordene Menge aufhetzte, den Offizieren den Schädel einzuschlagen. Die Betrunkenen, davon in rasende Wut versetzt, schoben sich tobend heran; es schien, als müßten die Leutnants beim nächsten Atemzug von der Übermacht vernichtet und zertreten werden.

Einer der Bedrohten riß die Pistole heraus, die hier nichts mehr retten konnte, der zweite taumelte fassungslos an die Wand; da aber, während ihm schon hundert Hände nach der Brust faßten, rief der Oberleutnant ein einziges Wort in den Raum, ein Wort, daß diese ehrlichen Soldaten, die nur von der endlosen Dauer des Krieges verwirrt waren, immer willig befolgt und jahrelang gehört hatten, nun aber seit Monaten nicht mehr, das deutsche Befehlswort: „Habt acht!“

Und das alte Kommando, so selbstverständlich gerufen wie jemals in den Jahrhunderten kaiserlicher Ostherrschaft, es bannte die Sinnlosen auf den Fleck. Die Waffen, bereits von der Wand gerissen, sanken, die Unteroffiziere sprangen vor und standen als Schutzwall vor den Leutnants, und schon ertönte der zweite Befehl: „Im Hof ohne Gewehr antreten!“

Rascher als je vergatterte sich die Kompanie draußen, der Regen fiel, es war dunkel und kalt, und alle wußten, was nun folgen mußte nach dem Soldatengesetz.

„Nieder!“ brüllte der Oberleutnant, und die Kompanie warf sich in den aufgeweichten Boden. „Auf!“, und sie stand; und in harter Eintönigkeit ließ der Offizier, die Beine breit, und die Fäuste in die Hüften gestemmt, seine Leute sich hinlegen und aufspringen, bis sie den letzten Rest des Rausches aus den keuchenden Lungen gestoßen hatten. Erst nach geraumer Zeit merkte er, daß er deutsch kommandierte. Ohne mit der Wimper zu zucken, fiel er in die Befehlssprache des Heeres, dem sie zuletzt geschworen hatten.

Die Scheu vor dem Weihnachtsbaum

Nicht lange vor einem Weihnachtsfest im letzten Krieg wurden zwei blutjunge österreichische Offiziere aus ihrer Hochgebirgsstellung zu einem Offizierskurs im Tal befohlen. Als dort der Heilige Abend dämmerte, verließen sie den festlichen Kreis der Kameraden und traten vor die verblauenden Berge, wo die letzten Tagesfeuer auf den Firnen eben erloschen und die Stille überirdisch zu klingen begann; und da meinten sie, kein Lichterbaum und kein Gesang könne diesem Bilde an Heiligkeit gleichen. Weil sie aber durch lange Kämpfe in der Einsamkeit des Eises, durchs rauhe Hausen in Felshütten bei Rum und Tabak gehärtet waren, hatten sie Scheu vor jeder Rührung, die ihnen heute aus den weihnachtlichen Vorbereitungen besonders drohte. So beschlossen sie, nicht mehr in das Bauernhaus zurückzukehren, darin die anderen, wie sie sagten, ihren Kasinoschmalz genießen mochten, sondern allein zu feiern oder besser, nicht zu feiern.

Indem sie auf den Weihnachtszimt, wie sie es nannten, schimpften, der nur für Kinder einen Sinn habe und ihnen längst blutig abgeschwemmt worden sei, schritten sie bergan zur kleinen Stube des einen von ihnen, die er sich in einem leerstehenden Gehöft zum Wohnen gewählt hatte. Dort brannte noch das Feuer im

Ofen. Sie setzten sich auf die Bank und blickten, ohne die Lampe zu entzünden, in die gleichmäßig flutende Flamme. Doch nach kurzem war es ihnen, als ob dieses schweigende Beisammen nicht besser sei als das fröhliche der Kameraden.

Der eine stand auf, machte das Zimmer hell und nahm aus dem Wandschrank die Flasche mit Enzianschnaps, setzte an und trank, bot sie dem Freunde, der ebenfalls einen Schluck tat. Und dann warf der Gastgeber die Spielkarten auf den Tisch und lachte: die seien noch das beste Gebetbuch, bloß könne man damit nicht ins Gefecht gehen, denn Karten zögen nun einmal die Kugeln an. Ja, antwortete der zweite, das Leben werde niemand ausschöpfen — und weil auf dies rätselhafte Wort keine Erwiderung paßte, fragte der andere lachend, ob sie es nicht wagen wollten, beim nächsten Angriff in der Tasche das Kartenspiel mitzunehmen, das viele Soldaten bei solcher Gelegenheit von sich warfen oder wenigstens im Unterstand zurückließen, von wo es später geholt werden konnte, wenn die Gefahr bestanden war. Aber der Vorschlag erschien ihnen, kaum geäußert, so undurchführbar, daß sie verstummten und darüber nachsannen, welche Macht der Aberglauben über den Verstand habe, der sich solcher Dummheit doch bewußt sei. Unbehaglich ließen sie die Karten auf dem Tisch liegen und blickten leer vor sich hin.

Im Tal schlug die Abendglocke an, klar wie nur in Winternächten, wo sich das gefrorene Erz durch die reine Luft leichter kündigt als sonst.

„Laß es bimmeln!“ knurrte der Leutnant und sah des Fähnrichs Gesicht zucken. Rasch griff er zu, mischte die Karten, legte aus und schob dabei dem Jüngeren die Flasche Enzian näher, doch der schüttelte den Kopf und lauschte weiter.

„Dann würfeln wir“, meinte der Leutnant.

Als wenn dieses Spiel nicht so unheilig wäre wie die Karten, nickte der Fähnrich. Sie wußten nicht, worum sie würfelten, dennoch reichten und nahmen sie den Becher, warfen die schwarzen Steine, zählten die weißen Augen, rechneten zusammen und versanken allmählich, indes draußen die Glockentöne erstarben,

in ihr dumpfes Treiben, das sie in den Wänden der Dolomiten oft über die Schwere der Zeit getröstet, wenn der Schneesturm die kleinen Unterstände gerüttelt hatte und nach jeder halben Stunde die Posten froststarr aus den Grabennestern ins Warme hereingerissen werden mußten. Während sie nun auch hier würfelten und tranken, fühlten sie sich glücklich; denn ihr Leben, ihre schwertschwere Jugend spiegelte sich in dem Tun, obschon in einem getrübten Schein. Sie versanken so tief in die Vorstellung der Fronteinsamkeit, daß der Fähnrich mitunter aufhorchte, ob der schneegedämpfte Schritt der Postenablösung nicht herbeitauchte, und auch der härtere Leutnant blickte bald unruhig zur Tür.

Da wurde die Klinke wirklich niedergedrückt, und beide, mit den Händen noch auf der Platte, wandten den Kopf um, wie oft in den Eisgräben, bereit, eine schlimme Meldung zu vernehmen. Aber wer da eintrat, war kein schneebestäubter Soldat, dem die Zapfen vom Schnurrbart starrten, nein, der Bursche des Leutnants war es, der einen kleinen Lichterbaum hielt und wie ertappt auf der Schwelle stehenblieb.

„Ich wollt' dem Herrn Leutnant bloß das Bäumchen auf den Tisch stellen!“ entschuldigte er sich linkisch und fuhr dann munter fort: „Ich dachte, der Herr Leutnant sind unten in der Offiziersmesse. Und wenn der Herr Leutnant nach Hause gekommen wär', hätt' er den Baum vorgefunden. Er ist halt von dem Herrn Leutnant seiner Mutter, wo mir geschrieben hat, ich soll so ein Bäumchen hinstellen — meld' gehorsamst!“ Und damit nahm er einige Bücher, Flaschen und auch die frischgewaschenen Hemden seines Offiziers vom Fensterbrett, stellte das Bäumchen hin und fragte, ob er die Kerzen anzünden dürfe.

Es antwortete niemand, so tat er es. Er kam auf Zehenspitzen bis zur Petroleumlampe, blies sie aus, und der flackernde heimliche Lichterschimmer der wenigen armseligen Kerzen füllte die Stube warm.

Es war wohl Ungeschicklichkeit, daß der Fähnrich mit einer Bewegung Würfel und Becher vom Tisch fegte, daß er die Enzian-

flasche wegrückte und, den Kopf in die Hände gestützt, auf den Baum starrte. Und es war nach etlichen Sekunden wohl nur der Anschlag einer Uhr, die rauh die Stunde glockte, daß der Leutnant, indem er sich erhob, sagte: „Du, zwei solche Esel wie wir zwei Esel gibt es nie mehr!“ Darauf nahm er die Kappe, setzte sie auf und wandte sich dem Burschen zu: „Den Enzian saufst mir aus!“

„Jawohl, Herr Leutnant!“

„Und die Lichter löscht aus, damit noch was da ist, wenn ich aus der Messe wiederkomm!“

„Jawohl, Herr Leutnant!“

„Und jetzt gehn wir, was?“

Es war kein Zufall, daß der Fähnrich seinen besten Freund auf dies auch nur militärisch antwortete, aber spröde und träumt: „Jawohl, Herr Leutnant!“

Als sie durch die Türe traten, vor sich das schneeblaue weit geöffnete Tal, von dessen Kirchlein das Weihnachtsgeläute wieder anhub zu klingen, sahen sie unten das große Bauernhaus der Kameraden mit einem Dutzend Fenstern leuchten. Angst überkam sie, daß das Lied von der Heiligen Nacht dort schon gesungen worden sei — sie liefen bergab, und beim Laufen faßten sie sich an den Händen wie Knaben.

DIE BÜCHER VON HEINRICH ZILLICH

Zwischen Grenzen und Zeiten, Roman

Der Weizenstrauß, Roman

Attilas Ende, Erzählung

Der Urlaub, Novelle

Der baltische Graf, Novelle

Der Zigeuner, Novelle

Komme was will, Gedichte

Flausen und Flunkereien, Lustige Geschichten

Krippe-Lore und der Feuermann,

Eine Geschichte für Kinder

Siebenbürgische Jugend im Weltkrieg,

Aus dem Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“

im Verlag Albert Langen Georg Müller in München

Kronstadt, Eine Schilderung

Strömung und Erde, Gedichte

Im Verlag Kraft & Drotleff A.G. in Hermannstadt

Die Reinerbachmühle, Novelle

Im Verlag Ph. Reclam jun., Leipzig

Die gefangene Eiche und andere Geschichten

Im Verlag von Hermann Schaffstein in Köln

Sturz aus der Kindheit, Novellen

Im Verlag L. Staackmann, Leipzig

Siebenbürgen und seine Wehrbauten

Mit zahlreichen Abbildungen

Im Karl Robert Langewiesche Verlag, Königstein im Taunus